

1. Kapitel.

Ein Zwischenfall auf hoher See.

Die Luft war so still und klar, daß man die Linie, wo Himmel und Meer sich zu treffen schienen, mit blohem Auge wahrnehmen konnte. Taufende von Sternen bedeckten das tiefschwarze Firmament und funkelten in solcher Klarheit, daß der Beobachter unwillkürlich an die Feinsinnigkeit der Polarregionen erinnert wurde, wenngleich der warme Hauch des tropischen Windes diesem Gedanken von vornherein widersprach. Die dunklen Wasser wogten geräuschlos auf und ab die gleichmäßige Bewegung der Wellen am Bug des Schiffes war das einzige Geräusch in der tiefen Stille. Es war ein großes Vollschiff, das in der Dämmerung dieser Äquatorial-Nacht majestätisch die Wogen durchschritt und in dem ungewissen Lichte mit seinen hochragenden Masten und geschwellten Segeln von ungeheurer Größe schien. An Bord bewegten sich mehrere Personen hin und her, während andere wieder so bewegungslos wie Statuen ihre Posten innehielten. Unten im hellerleuchteten Salon hatte sich eine zahlreiche Gesellschaft von Passagieren versammelt, deren Stimmen und fröhliches Gelächter in die laue Nacht hinausdrangen. Sie hatten diesen Raum, der durch die beiden Windrosetten fast zu luftig gehalten war, der schwülen Atmosphäre ihrer kleinen Kajüte vorgezogen. Der Kommandeur des Schiffes, Kapitän Sturges, sah, von einer kleinen Gruppe Herren und Damen umgeben, vor einer Karte des südpazifischen Ozeans und erklärte seinem mißbehagigen Auditorium die genaue Stellung des „Stratnair“ zur Mittagszeit des heutigen Tages. „Sehen Sie Miß Marston“, sagte er, mit dem Weisheit auf einen Punkt der Karte deutend, während er dabei ein elegantes Mädchen ansah, dessen große, graue Augen nachdenklich auf die Karte gerichtet waren. „21 Grad 35 Minuten südlicher Breite und 12 Grad 20 Minuten westlicher Länge, da waren wir heute Mittag.“ — „Und was bedeutet der kleine Punkt dort dicht neben Ihrem Schiff?“, fragte sie ihre anmutige Gestalt tiefer herabneigend. — „Das ist St. Helena; es macht allerdings hier nur einen unbedeutenden Einbruch, aber es ist mit Ahnison, diesem anderen Pünktchen, das einzige Land im Umkreise von tausend französischen Meilen. Ein ungeheures Meer, nicht wahr, Mrs. Fitz?“

„Was mich immer besonders beunruhigt, ist nicht die Ausdehnung, sondern die furchtbare Tiefe des Meeres“, begann Miß Marston wieder, „wie tief ist es an dieser Stelle, Kapitän Sturges?“

Der alte Schiffsherr sah nachdenklich zur Decke empor.

„Ich kann für die Genauigkeit meiner Angabe nicht garantieren, aber ich müßte mich sehr irren, wenn der Grund an dieser Stelle nicht fünf Meilen unter unserem Kiel liegt.“

Es folgten mehrere Auszüge des Erlaunens, die aber durch den leisen Ruf des wachhabenden Offiziers, der am Hochlichtfenster erschienen, unterbrochen wurde. Alle Augen richteten sich nach oben.

„Was giebt's, Mr. Roger?“ fragte Sturges und ließ den Stiff sinken.

„Bitte, kommen Sie einen Augenblick auf Deck, Sir“, entgegnete der andere und verschwand wieder.

Ein beratender Ruf ist auf der See selbst in der ruhigsten Nacht von Bedeutung. Der Kapitän griff nach seiner Mütze und eilte, der Aufforderung Folge zu leisten, wobei er von der versammelten Gesellschaft begleitet wurde, so daß das bis vor kurzem noch so einsame Achterdeck des Schiffes wie durch magische Kraft mit hin und her gleitenden, schattenshaften Gestalten besetzt war.

„Was ist denn los, Mr. Roger?“ fragte Kapitän Sturges auf's neue und trat zu dem Obersteuermann, der in laufender Stellung an den Befehlsmast geklettert stand.

„Es klingt wie das Wellen eines Hundes auf dem Wasser. Die Wache vorne meldete das Geräusch zuerst, und ich habe es seitdem selbst mehrmals gehört; es ist ganz merkwürdig! Wo es nur herkommt mag; in dieser klaren Nacht könnte uns doch im Umkreise von zwei Meilen kein Schiff entgehen.“

Sie standen einige Minuten lauschend, dann wurde das heisere Wellen eines Hundes hörbar. Es war un möglich, zu sagen, aus welcher Richtung die Töne kamen, aber sie zogen mit sonderbar unheimlichem Klang über die einsame Wasseroberfläche hin.

„Sehr sonderbar“, rief der Kapitän, „es ist nichts zu sehen, trotzdem die Nacht so klar ist.“

Der Mond muß gleich aufgehen, sehen Sie dort den hellen Schein?“ entgegnete Mr. Roger.

Noch während er sprach, wurde der obere Rand des Mondes am Horizont sichtbar, als purpurne Scheibe auftretend, veränderte er sich bald in leuchtendes Silber. Wieder erklang das Wellen des Hundes; diesmal lauter und näher. Einige Sekunden langingen, dann kam der scharfe Ruf der Wache von der Back: „Quaterdeck ahon!“

„Hallo“, erwiderte der Kapitän.

„Ein kleiner schwarzer Gegenstand von hier aus zu sehen.“

Die beiden Offiziere eilten, begleitet von den Passagieren, nach vorn, um den Gegenstand in Augenschein zu nehmen. Einige Minuten stritten sie vergeblich in die Dämmerung hinaus, dann rief der Kapitän Sturges:

„Ich sehe ihn, gerade unter dem südlichen Kreuz; Mr. Roger, bitte gehen Sie in meine Kajüte und holen Sie mein Nachtsfernrohr.“

Während der Offizier das Fernrohr holte, gab der Kapitän Befehl, das Ruder umzulegen, damit der fragliche Gegenstand in eine Linie mit der Bugspitze gebracht wurde, wobei bei der vollkommenen Windstille kein Umstellen der Segel nötig war. Als Mr. Roger mit dem Glas zurückkehrte, betrachtete der Kapitän von einem erhöhten Standpunkte aus lange den kleinen, auf dem Meer treibenden Gegenstand, der jetzt vielleicht noch eine halbe Meile vom Schiff entfernt war. Der Mond beschien ihn in voller Klarheit. Während das Schiff sich näherte, erlöste wiederholt das scharfe Hundebell, und es klang den Hörern an Bord so höhl und unheimlich wie eine Grabesstimme.

„Es scheint ein treibendes Seitenboot zu sein“, bemerkte der Kapitän endlich, „sehen Sie es sich auch einmal an, Mr. Roger.“

Nach kurzer Besichtigung sagte der Obersteuermann, daß er derselben Ansicht sei. „Das Gebell kommt unzeitighaft aus dem Boot“, fuhr der alte Seemann fort, „aber es scheint kein menschliches Wesen darin zu sein. Ich denke, wir können die Sache unteruchen, ohne anzuhalten. Geben Sie Befehl, daß sich Jemand mit einem Tau in die Steuerbordbrücke stellt, damit er hinunterspringen kann, wenn wir das Boot streifen.“

„Zu Befehl, Sir“, entgegnete der Obersteuermann und ging fort, um die nötigen Befehle zu erteilen.

Bald darauf lag das Boot an der Seite des Schiffes, und das Wellen des Hundes klang deutlich aus der Tiefe heraus. Der Matrose murmelte, daß es ihm durchaus kein Vergnügen mache, mit dieser heiser bellenden Kreatur in Berührung zu kommen; aber die Disziplin auf dem Schiff ist so streng, daß er im geeigneten Augenblick ohne weiteres über Bord springen. Der Hund stieß ein langgezogenes Geheul aus, und dann war alles still. — „Alles fest!“ rief der Matrose.

„Jemand darin?“ fragte der Kapitän von oben her.

„Janohh, Sir, zwei Männer, aber Sie scheinen beide tot zu sein, und der Hund sieht aus, als wenn er jeden, der sich nahe, angehen würde.“

„Eine Laterne“, befahl Kapitän Sturges.

Nach wenigen Minuten wurde eine hellleuchtende, mit Draht umspinnene Kugellaterne in das Boot hinabgelassen, bei deren Schein sich dem Matrosen ein erschütternder Anblick darbot; auf dem Boden des kleinen Fahrzeuges lagen dicht aneinandergedrängt, zwei Männer mit dem Gesicht nach unten. Der eine trug die Kleidung eines Matrosen, während der andere wie ein Mann der höheren Gesellschaftsreihe gekleidet war, und auf ihm lag ein Hund ausgebreitet.

„Ist der Arzt zur Stelle?“ fragte der Kapitän.

Ein stiller Mann trat aus dem Kreis der Umstehenden hervor.

„Wollen Sie die beiden Verunglückten untersuchen? Es hat keinen Zweck, sie an Bord zu bringen, wenn sie schon tot sind.“

Der junge Mann stieg in's Boot hinab und neigte sich zu den beiden Männern. Der Hund stieß ein heiseres Gebell aus, aber er schien instinktiv zu fühlen, daß den beiden Gestalten, die er bewachte, von dieser Seite kein Leid drohe, und er gestattete dem Arzte, ihre Körper zu berühren. Der junge Mann streifte das Tier mit einem Ausruhe des tiefsten Mitleids veranlaßt; denn die Augen des treuen Thieres waren eingefunken und eigen tümlich verlagert. Die Junge hing schlaff über den Unterkiefer hinab, und das Maul war mit Schaum bedeckt.

„Hunger und Durst! Schiden Sie um Gottes Willen sofort Wasser!“ rief er dem Kapitän zu.

Dann begann er die beiden Männer zu untersuchen. Er sah auf den ersten Blick, daß der Matrose tot war, aber der andere atmete noch, wenngleich so schwach, daß es des geübten Ohres des Mediziners bedurfte, um die Athemzüge überhaupt zu vernehmen.

„Einer lebt, Sir“, rief der Arzt hinauf, „er muß gleich an Bord geschafft werden.“

In diesem Augenblicke wurde ein Schiffseimer mit frischem Wasser heruntorgelassen und der Matrose bot ihn sofort dem Hunde dar. Das arme Tier erhob nur mit Anstrengung den Kopf, schluckte aber gierig das Wasser bis auf den letzten Tropfen; dann ließ er ein rasendes Gebell aus, seine Glieder zuckten wie im Krampfe und er fiel tot auf die Seite. Dem Matrosen entfuhr ein Ausruf des Schreckens und des Mitleids.

„Wir wollen ihn in einer Hängematte heraufwinden“, sagte der Kapitän und erteilte sofort die nötigen Befehle dazu.

Nach wenigen Minuten wurde der

Bewußtlose von dem Arzte und dem Matrosen vorsichtig in eine hernieder gelassene Hängematte gehoben, wobei beide mit tiefem Mitleid das federleichte Gewicht des Verunglückten bemerkten. Die Hängematte wurde hinaufgezogen, und der Arzt folgte, um sofort Belebungsversuche vorzunehmen, sowie der Arzme in einer Kajüte untergebracht wäre. Bleich und stumm standen die Passagiere herum, bis die Matrosen mit ihrer Mitleid erregenden Würde die Kajütreppe hinabgeleiteten waren.

„Ist kein Name an dem Boot?“ fragte der Kapitän den Matrosen, der unten noch auf Befehl wartete.

Der Mann beleuchtete das Hintertheil des Fahrzeuges mit der Laterne, und nachdem er den Namen einige Male für sich buchstabiert hatte, antwortete er:

„Zu Befehl, Herr Kapitän, „Lady Godiva, London“, steht daran.“

„Das genügt“, entgegnete der Kapitän, den Namen in sein Buch eintragend. „Du kannst es jetzt swimmen lassen.“

Der Matrose führte diesen Befehl nur zu gern aus; er löste das Tau, mit dem das kleine Fahrzeug befestigt war, und tam eilig wieder an Bord. Die Wogen trugen das Boot von dannen und bald war es wieder nichts weiter, als ein kleiner dunkler Punkt auf der jetzt mondbesienen Wasseroberfläche; aber die Gedanken der sich an Bord befindenden Menschen, die sein Verschwinden beobachteten, beschäftigten sich noch lange mit der unheimlichen Last, die es trug.

2. Kapitel.

Ohne Gedächtnis.

„Wer bin ich? Wo bin ich? Wie bin ich hierher gekommen? Was ist mit mir geschehen?“ Das waren die Fragen, die das Hirn eines jungen Mannes von ungefähr achtundzwanzig Jahren unablässig beschäftigten. Er hatte ein bleiches, abgegrüntes Gesicht, das an Stirn und Schläfen mit einer fülle wirren Haares bedeckt war, denn man es aber nichtsbedauerlicher ansah, daß es ein ungewöhnlich schönes Antlitz gewesen wäre, ehe die Wogen sahl und die Augen durch die überstandenen Leiden trübe wurden. Er war sich bewußt, soeben aus einem langen, tiefen Schlummer — wie lange, konnte er nicht sagen — erwacht zu sein. In wirrem Durcheinander flogen unklare Vorstellungen an seinem geistigen Auge vorüber, aber er vermochte sie ebenso wenig festzuhalten, wie der Fiebertrank im Stände ist, seine Abwärtser über sich klar werden konnte, worüber er sich klar werden konnte, worüber er sich klar werden konnte, worüber er sich klar werden konnte.

„Ihre Vater war Seemann und ging vor vielen Jahren bei einem Schiffbruch bei den Goodwins unter. Ihre Mutter ist vor einigen Monaten gestorben. Miß Marston war das einzige Kind und hat keine Verwandten in England, darum geht sie zu ihrer Tante, die, wenn ich nicht irre, als Wittwe in Durlinghorst lebt.“

„Wenn sie sich nicht verheiratet oder wenigstens verlobt, ehe wir Spdnen erreichen“, bemerkte der Kaufmann.

„Daran ist wohl kaum zu denken“, entgegnete Dr. Collins, „ich habe mich allerdings schon oft gewundert, daß die jungen Herren ihr nicht mehr Aufmerksamkeit erweisen, da sie doch entschieden die hübschste Dame auf dem ganzen Schiff ist.“

„Ich glaube, die jungen Leute vermischen eine Eigenschaft an ihr, wodurch sie für mich allerdings nur anziehender wird, nämlich, daß ihr jede Koterette fremd ist.“ Er sah sich vorsichtig um, ob Niemand in Hörweite war, und als er sich dessen vergewissert hatte, fuhr er fort: „Miß Marston ist das reizendste Mädchen, das ich je gesehen habe. für wie all halten Sie sie?“

Der Arzt sah ihn überrascht an und lachte ein wenig.

„Man könnte denken, daß Sie selber Ablichten haben, Mr. Brymer.“

Der Kaufmann zuckte nachlässig die Achseln und widmete sich wieder ganz dem Spiele.

„Nun, nun, ich würde mich durchaus nicht darüber wundern“, fuhr der Arzt fort, „zufällig bin ich durch den Kapitän Sturges über ihr Alter unterrichtet, aber es muß unter uns bleiben, denn es ist ungalant, das Alter einer Dame in die Welt zu pflanzen, Miß Marston ist zweiundzwanzig Jahre.“

„Nicht wahr?“ rief Mr. Brymer überrascht und so interessiert, daß er ein gut Theil seiner wahren Gefühle dadurch verrieth.

„Haben Sie sie für älter gehalten?“

„Es ist ungalant, über das Alter einer Dame zu verhandeln“, gab der Kaufmann anzüglich zurück. „Aber um die Wahrheit zu sagen, ich habe sie mindestens für sechsundzwanzig gehalten, sie hat in ihrem Wesen etwas so —“

„Gewonnen!“ unterbrach ihn Dr. Collins triumphierend, „und nun will ich erst schnell zu meinem Patienten.“

Er durchschritt den Salon und öffnete leise die Thür zur Kabine des Kranken. Lange betrachtete er das bleiche, magere Gesicht des Schlafenden, ehe er dessen Handgelenk ergriff, um den Puls zu untersuchen. Der junge Mann erwachte durch die Berührung und starrte den Arzt mit großen, glanzlosen Augen an. Dr. Col-

lins schrie ihm leise das Haar aus der Stirn.

„Nun, wie geht es Ihnen jetzt?“ fragte er freundlich.

Der Kranke blieb die Antwort lange schuldig, dann fragte er mit matter Stimme:

„Bin ich krank gewesen? Wo bin ich denn überhaupt?“

„Können Sie sich denn auf nichts besinnen?“

Der arme Kerl sah nachdenklich zur Decke empor, dann schüttelte er langsam den Kopf.

„Es wird bald besser werden“, tröstete der Arzt, „Sie haben eine böse Zeit hinter sich, eine sehr böse Zeit. Aber die ist nun vorüber, und es wird Ihnen bald besser gehen.“

„Das Zimmer scheint hin und her zu schwanen“, bemerkte der Kranke, während seine weiße Hand unruhig über die Decke fuhr.

„Allerdings, Sie sind aber in meinem Zimmer, sondern in einer Kajüte an Bord eines Schiffes.“

„An Bord eines Schiffes, eines Schiffes?“

Die Worte schienen eine verwandte Seite seines Gedächtnisses zu berühren, denn er wiederholte sie mehrere Male und sah den Arzt ängstlich und fragend an.

„Wer hat mich denn hierher gebracht?“

„Hören Sie mal zu“, sagte Dr. Collins, die Hand des Kranken ergreifend, „vor drei Nächten trafen wir auf unserer Fahrt ein Boot mit dem Namen „Lady Godiva, London“, in dem Sie mit einem Matrosen und einem Hunde waren; Sie wurden bewußtlos an Bord gebracht und haben in demselben Zustande bis heute Nachmittag hier gelegen. Können Sie sich nicht entsinnen, wie Sie in das Boot gekommen sind?“

„Er murmelte „Nein.“

Der Arzt hielt es für gerathen, ihn vorläufig noch nicht anzukitzeln.

„Es ist vielleicht jetzt schon zu viel verlangt“, sagte er beruhigend. „Ihr Gedächtnis wird wiederkehren, wenn Sie erst ein wenig essen. Sind Sie hungrig?“

„Ja.“

„Das ist gut, auch durstig?“

„Durstig.“

Er fing plötzlich an zu phantasieren und fragte ihn flüsternd, wieviel Uhr es sei, wann das Mittagessen fertig sei usw. Der Arzt verließ ihn mit den Worten, daß er schiden würde, was ihm gut sei, und ging, den Steward aufzufuchen.

Im Salon traf er den Kapitän Sturges, der mit dem Sertanten in der Hand aus seiner Kabine kam, um auf Deck Messungen vorzunehmen, und sich theilnehmend nach dem Kranken erkundigte.

„Er ist endlich zum Bewußtsein gekommen.“

„Dann werden wir ja erfahren, wer er ist, und auch näheres über den Schiffbruch hören.“

„Dessen bin ich noch nicht gewiß“, bemerkte der Arzt mit ernstem Gesicht. „Ich kann es noch nicht mit Bestimmtheit sagen, denn er hat seine lange Ohnmacht noch nicht überwunden, und wenn ich mich nicht sehr irre, hat der arme Bursche sein Gedächtnis gänzlich verloren.“

(Fortsetzung folgt.)

Frauenbewegung in Japan.

Prinzipiell macht das japanische bürgerliche Gesetz keinen Unterschied zwischen Männern und Frauen. Eine völlige Gleichheit der Rechte beider ist darin anerkannt, nur daß die Frauen, so weit sie mit Männern in der Ehegemeinschaft leben, für gewisse Handlungen die Genehmigung des Ehegatten einholen müssen, was zur Bewahrung der Einheit und des Friedens in der Familie auch nötig ist. Bei der Ehe ist die Monogamie, nicht die Polygamie von den bürgerlichen Gesetzen in Japan anerkannt. Früher war es dem Manne erlaubt, neben der Frau noch eine oder mehrere Nebenfrauen zu haben. Jetzt werden solche Nebenfrauen vom Gesetze nicht mehr anerkannt und die Polygamie wird strafrechtlich verfolgt. Eine besondere Eigenschaft des bürgerlichen japanischen Rechts ist es aber, daß der Ehebruch der verheirateten Frau immer strafbar ist, während der verheiratete Mann, der sich einen Ehebruch zu schulden kommen läßt, nur dann bestraft wird, wenn er ihn mit verheirateten Frauen begangen hat. Männer und Frauen werden in dieser Hinsicht also verschieden behandelt. Gewisse fortgeschrittene Kreise von Frauen haben noch niemals bei jeder parlamentarischen Session veräußert, eine Petition auf Abänderung dieses Gesetzes einzubringen, ohne aber bisher bei einem der beiden Abgeordnetenhäuser Berücksichtigung zu finden.

Im Mittelpunkt der Frauenbewegung in Japan steht der Patriotische Frauenverein. Kennen die Frauen auch nicht die eigentliche soziale und die Wahlrechtsfrage, so ist ihnen doch die dem japanischen Volke eigene Hingebung und Liebe zum Vaterlande und die unverbrüchliche Treue gegen die Herscherfamilie nicht minder eigen. Das sind nämlich nicht die alleinigen Tugenden der Männer, sie durchbringen vielmehr alle Schichten

des Volkes ohne Unterschied des Geschlechtes, und die Frauen kommen hierbei mindestens neben, wenn nicht gar vor den Männern zu stehen. Und diese Frauengruppen schufen den Patriotischen Frauenverein.

Seine Entfaltung verdankt der Verein einer alten Frauensperson namens Inofo Osumura aus der Provinz Hizen in Südjapan. Sie hatte einen Samurai geheiratet. Als dieser gestorben war, entschloß sie sich, ihr Leben ganz dem Vaterlande zu widmen und für das Wohl der Mitbürger sich zu opfern. Einmal ging sie nach Korea, um dort für die Errichtung von Lehranstalten für Gewerbe und Industrie zu wirken, und hierbei scheute sie sich nicht, die unwirtbarsten Landstriche zu durchstreifen. Ein anderes Mal ging sie in die Mandchurie, um dort die sozialen Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen zu lernen, aber in ihr eigentliches Element kam sie erst 1900, als in Nordchina der Boretaufstand ausbrach. In dieser Zeit, als die Borer die Missionare ermordeten, als die fremdenfeindliche Bewegung völlig überhand zu nehmen schien, als die Gefandtschaften überfallen wurden und sich die Kriegsschiffe der vereinigten Mächte zum Angriff auf Taku sammelten und ihr Heer nach Tientsin vorbrang, beschloß Frau Osumura, die schon im japanisch-chinesischen Feldzuge die Schrecken des Krieges kennen gelernt hatte, auf irgendeine Weise den japanischen Kriegern Erleichterung und Hilfe zu bringen. Zuerst wandte sie sich mit diesem Gedanken an den Vicomte Gafanawara, der früher Daimio in Hizen war, und durch seine Bestrebungen unterstützt gelang es ihr auch endlich, daß die Hauptoberkirche des japanischen Buddhismus, nämlich die Sagami Hongwanji einige Priester nach dem Kriegsschauplatz schickte, um den Kriegern die Tröstungen der Religion zu bringen. An dieser Expedition nahm die alte Frau selbst teil und lernte auch diesmal wieder aus eigener Erfahrung kennen, welch großen Strapazen und Entbehrungen die armen Soldaten ausgesetzt waren. Sie sah Berge von Leichen sich häufen, sie sah Soldaten wegen Mangel der Zufuhr rohe Hirse essen, sah, wie sie trotzdem, ohne zu klagen, ihren Marsch fortsetzten, sah, wie ein Soldat, dem der Arm durch eine Kugel zerquetscht war, mit dem andern die Waffe trug und in Reih und Glied stand. Sie erkannte, wie wichtig und nötig es ist, in Kriegszeiten die Räumlichkeiten zu unterstützen und wie es ebenso notwendig ist, den Hinterbliebenen in der Heimath Theilnahme zu bezeigen u. Brot zu spenden. Dazu war es aber erforderlich, daß sich die einzelnen Personen zu einem Verein zusammenschlossen. Deshalb reiste sie im Lande umher und wies in zahllosen Reden auf die dringende Nothwendigkeit der Mitwirkung der Frauen bei der heiligen Sache des Vaterlandes hin, die sie zum Beitritt in den Verein aufforderte. Am 6. Februar 1901 wurde er endlich unter dem Namen Patriotischer Frauenverein ins Leben gerufen, und zwar unter der Präsidenschaft der Prinzessin Kamin. Ihm trat eine Anzahl patriotischer Frauen aus dem Beamten- und Bürgerkreise bei. Die bedeutende Erweiterung und Erstar-

kung erfuhr er, als 1905 der russisch-japanische Krieg ausbrach und der patriotische Sinn der japanischen Nation von neuem in noch nie dagewesenem Maße erwachte. Bis 1904 zählte der Verein nur 45,000 Mitglieder, 1905 stieg die Zahl auf 260,000, 1906 auf 460,000, und Ende 1909 sogar auf 800,000. Wenn man behauptet, daß alle japanischen Frauen, von den höchsten bis zu den geringsten Mitglieder des Vereins sind, so ist damit nicht zu viel gesagt. Gegenwärtig hat der Verein in jeder Präfektur des Landes ein Zweiginstitut. Dagegen sind in Korea, Schanghai, Amoy, Tientsin, Lancouer, San Francisco, Szent Petersburg in Vertretung des Zentralbureaus tätig. Im Frieden beschäftigt sich der Verein mit Unterstützung der nothleidenden Hinterbliebenen, der verarmten Invaliden, Erziehung der Kinder von Hinterbliebenen und von Invaliden, Zuweisung von Arbeit, was besonders die Aufgabe der Präfekturweiginstitute ist, die je nach den Verhältnissen des Ortes eingerichtet sind, so z. B. läßt man in Tokio Tadi, Fußbekleidungen aus Tuch anfertigen, in Osaka Schneiderei, in Tomiyama Strickerei, in Atsuta Korbflechterei; je nachdem sich solche Geschäfte für die Gegend eignen. Wenn der Verein zur Zeit auch nur über ein Kapital von 700,000 Yen verfügt, so ist er doch in bester Fortentwicklung begriffen, er verliert keine eigentliche Aufgabe nie aus den Augen und ist vorläufig die einzige große Frauenbewegung in Japan.

Eine Anzahl Pfandleiher in New York sind mittelst unedler Trauringe betrogen worden, auf die sie sich verlassen. Das ist natürlich bedauerlich, aber sie sind nicht die einzigen, die mit Eheringen angeführt worden sind.

Der junge Mann schlürfte das Getränk und sank dann wieder zurück. „Nun müssen Sie still liegen und dürfen nicht mehr sprechen; versuchen Sie zu schlafen. Sie werden sich danach kräftiger fühlen.“

Sie trat ein wenig zurück, um ihn unangesehen weiter beobachten zu können; er schloß gehorlich die Augen, und bald verriethen die regelmäßigen Athemzüge, daß er eingeschlafen war.

Dr. Collins, der Arzt des „Stratnair“, war auf Deck beschäftigt, mit einem Passagiere nach der Backscheibe zu werfen, als er seinen Namen rufen hörte.

„Ah, Miß Marston, was macht Ihr Patient?“ fragte er, seinen Ringfassend und ihr mit dem Hute in der Hand entgegengehend.

„Er ist eben aufgewacht.“

„Dann will ich gleich zu ihm gehen.“

„Er schläft aber schon wieder.“

„Dann ist es besser, wie stören ihn nicht.“

„Er fixirte sie scharf.“

„Sie sehen so bleich aus, Miß Marston, Sie müssen von dem langen Wachen auch sehr abgespannt sein. Es ist sehr gut von Ihnen, daß Sie den armen Burschen so aufopfernd pflegen. Sie müssen jetzt aber auch an sich selbst denken, und es wäre am besten, Sie gingen in Ihre Kajüte und versuchten, zu schlafen. Ich werde selbst ab und zu nach dem Kranken sehen.“

Das junge Mädchen ging, den wohlgemeinten Rath zu befolgen, und der Arzt nahm sein Spiel wieder auf.

„Miß Marston ist ein außerordentlich hübsches Mädchen“, begann sein Gefährte, ein Kaufmann aus Spdnen, dem man nachsagte, daß er mehrere Millionen sei.

„Sie ist ebenso gut, wie schön“, entgegnete der Arzt, seinem leichten, gut gezielten Ring wohlgefällig mit den Augen folgend. „Drei Tage und drei Nächte hindurch hat sie den armen Burschen jezt unaufföhrlich gepflegt oder vielmehr beobachtet. Wenn er ihr Verlobter wäre, könnte sie ihm nicht mehr Hingebung erwiesen haben. Sie war von allen Damen die einzige, die fogleich bereit war, die Pflege zu übernehmen, und sie übt sie auch mit seltener Treue und Zuverlässigkeit aus.“

„Sie verwenden ihre Zeit wenigstens nützlich damit, was man nicht von allen Damen hier sagen kann“, bemerkte der andere. „Warum mag sie nach Australien gehen?“

„Sie geht zu ihrer Tante nach Spdnen. Kapitän Sturges, der seit Jahren mit ihrer Familie befreundet ist, hat mir ihre Geschichte erzählt. Ihr Vater war Seemann und ging vor vielen Jahren bei einem Schiffbruch bei den Goodwins unter. Ihre Mutter ist vor einigen Monaten gestorben. Miß Marston war das einzige Kind und hat keine Verwandten in England, darum geht sie zu ihrer Tante, die, wenn ich nicht irre, als Wittve in Durlinghorst lebt.“

„Wenn sie sich nicht verheiratet oder wenigstens verlobt, ehe wir Spdnen erreichen“, bemerkte der Kaufmann.

„Daran ist wohl kaum zu denken“, entgegnete Dr. Collins, „ich habe mich allerdings schon oft gewundert, daß die jungen Herren ihr nicht mehr Aufmerksamkeit erweisen, da sie doch entschieden die hübschste Dame auf dem ganzen Schiff ist.“

„Ich glaube, die jungen Leute vermischen eine Eigenschaft an ihr, wodurch sie für mich allerdings nur anziehender wird, nämlich, daß ihr jede Koterette fremd ist.“ Er sah sich vorsichtig um, ob Niemand in Hörweite war, und als er sich dessen vergewissert hatte, fuhr er fort: „Miß Marston ist das reizendste Mädchen, das ich je gesehen habe. für wie all halten Sie sie?“

Der Arzt sah ihn überrascht an und lachte ein wenig.

„Man könnte denken, daß Sie selber Ablichten haben, Mr. Brymer.“

Der Kaufmann zuckte nachlässig die Achseln und widmete sich wieder ganz dem Spiele.

„Nun, nun, ich würde mich durchaus nicht darüber wundern“, fuhr der Arzt fort, „zufällig bin ich durch den Kapitän Sturges über ihr Alter unterrichtet, aber es muß unter uns bleiben, denn es ist ungalant, das Alter einer Dame in die Welt zu pflanzen, Miß Marston ist zweiundzwanzig Jahre.“

„Nicht wahr?“ rief Mr. Brymer überrascht und so interessiert, daß er ein gut Theil seiner wahren Gefühle dadurch verrieth.

„Haben Sie sie für älter gehalten?“

„Es ist ungalant, über das Alter einer Dame zu verhandeln“, gab der Kaufmann anzüglich zurück. „Aber um die Wahrheit zu sagen, ich habe sie mindestens für sechsundzwanzig gehalten, sie hat in ihrem Wesen etwas so —“

„Gewonnen!“ unterbrach ihn Dr. Collins triumphierend, „und nun will ich erst schnell zu meinem Patienten.“

Er durchschritt den Salon und öffnete leise die Thür zur Kabine des Kranken. Lange betrachtete er das bleiche, magere Gesicht des Schlafenden, ehe er dessen Handgelenk ergriff, um den Puls zu untersuchen. Der junge Mann erwachte durch die Berührung und starrte den Arzt mit großen, glanzlosen Augen an. Dr. Col-

lins schrie ihm leise das Haar aus der Stirn.